

Monika Felten

Das Erbe der Runen

Band 3:

Die Schattenweberin

Roman



*Für alle,
die meine Träume teilen*

Solange wir leben, kämpfen wir.
Solange wir kämpfen können, sind wir nicht unterlegen.
Und wenn uns der Tod nicht als Sieger erblickt,
so soll er uns dennoch als Kämpfer finden.
Ehrenkodex der Djakûnreiterinnen

Prolog

»... Es geht die Sage, dem König Sanforan sei in dieser dunklen Zeit nächtens ein geheimnisvolles Katzenwesen aus dem mystischen Walde Andauriens erschienen, um ihm einen letzten Ausweg zu weisen. So erhielt er Kunde von einem Land jenseits der endlosen Wüste und hinter dem großen Gebirge, das ihm als Zufluchtsort verheißen wurde.«

aus: »Die Chronik Nymaths«

Nackte Körper glänzten im Schein der Feuerkörbe. Glühende Kohlen zeichneten die Umrisse dreier Krieger auf die kahlen Felswände der Höhle.

Regungslos standen die Auserwählten da, schwer atmend unter den tönernen Masken mit dem katzenhaften Antlitz des Fruchtbarkeitsgottes Shura. Ihr Blick war starr auf die Felle in der Mitte der Höhle gerichtet, während sie mit jedem Atemzug mehr von dem süßlichen Wohlgeruch einsogen, der die Luft erfüllte.

Draußen, im Dickicht des Waldes, rief ein Nachtara durchdringend und schrill. Dann verstummte er.

Kein Laut war mehr zu hören. Und dennoch ...

Ein Schatten schob sich vor das Mondlicht, das eben noch in den Eingang der verborgenen Höhle gedrungen war.

In den schweren Duft des Elixiers, das in den flachen Tonschalen unter der Hitze der Glut langsam verdampfte, mischte sich – wie von einem Windhauch getragen – der strenge Geruch eines Raubtiers.

Die Auserwählten durchfuhr ein Schauder. Nicht mehr lange, dann würden auch sie erfahren, wovon einige wenige Männer ihres Blutes mit leuchtenden Augen zu berichten wussten. Dann würden auch sie erleben, was es bedeutete, auserwählt zu sein.

Leise und verlockend strich ein Schnurrlaut durch die Höhle.

Sie kam.

Mit geschmeidigen Bewegungen löste sich ein Schatten aus dem Eingang und glitt lautlos in die Höhle hinein. Eine Frau, schlank und anmutig, die gleich einer Katze auf allen vieren auf die Felle zupirschte.

Eine Felis! Ein Wesen, halb Mensch, halb Tier und doch gänzlich anders. Makellos schön, aber unberechenbar und immer noch so gefährlich, wie ihre Schöpfer sie einst geschaffen hatten.

Der strenge Geruch nahm zu, verdrängte den süßlichen Duft und schürte die Begierde der Auserwählten. Wie Raubtiere nahmen sie die Witterung der Katzenfrau auf.

Doch die Felis wusste um die Gefahr, die fernab ihrer Heimat auf sie lauerte. Sie nahm sich die Zeit, die Höhle mit ihren empfindsamen Sinnen zu erkunden, ehe sie sich auf den Fellen niederließ.

Ein letztes Mal wandte sie die feine Nase witternd in Richtung des Eingangs, wohl wissend, dass sie von nun an wehrlos und ausgeliefert sein würde. Dann gab sie sich ganz den Instinkten hin, die sie hierher geführt hatten.

Mit ihren geschlitzten gelben Augen suchte sie den Blick des ersten Kriegers und bannte ihn. Seine Muskeln spannten sich, als er sich ihr näherte und sich ehrfürchtig vor ihr verneigte. Der herbe Geruch seines Körpers reizte ihre Sinne. Mit einem begehrliehen Schnurren erwiderte sie den Gruß und bleckte die spitzen Zähne. Die Finger zu Klauen gekrümmt, grub sie die gebogenen Krallen tief in die Felle, während sie voller Ungeduld beobachtete, wie er langsam, fast scheu hinter sie trat.

Die Luft in der Höhle schien sich zu verdichten. In kurzen heftigen Atemzügen sog die Felis Luft in die Lungen, um die Hitze zu lindern, die seine Nähe in ihr entfachte. Wie eine feurige Glut spürte sie das Verlangen in sich aufsteigen, als seine kräftigen Hände sie berührten ...

»Ergreift sie!« Der Befehl zerriss die Stille wie ein Donnerschlag.

Das rötliche Zwielflicht wich grellem Fackelschein, als mehr als ein Dutzend schwer bewaffneter Krieger die Höhle stürmten. Mit raschen, wohl gezielten Schwertstreichen durchtrennten sie die Kehlen der beiden Männer neben den Fellen, ehe diese sich der Bedrohung auch nur bewusst wurden, während der dritte gleichsam fassungslos auf die blutige Schwertspitze starrte, die ihn hinterrücks durchbohrt hatte. Dickes, zähflüssiges Blut quoll unter seiner Maske hervor und erstickte seinen Atem in einem gurgelnden Laut. Dann sackte er kraftlos in sich zusammen.

Die Felis reagierte instinktiv. Noch ehe sie der Körper des Sterbenden unter sich begrub, schnellte sie hoch, richtete sich auf und wandte sich den Angreifern zu. Die Krieger überragten sie um mehr als Haupteslänge, doch die Katzenfrau zeigte keine Furcht.

»Achtet auf die Augen!« Der warnende Ruf schallte über die Köpfe der Krieger hinweg, die ihr Runkas, Lanzen und Schwerter entgegenstreckten.

Die Katzenfrau fauchte. Sie war eine erfahrene Jägerin und würde sich nicht kampfflos ergeben. Die Zähne gebleckt, die geschwärzten Krallen drohend vorgestreckt, wich sie langsam zurück, während sie mit den Augen nach der Spur einer Fluchtmöglichkeit oder einem unvorsichtigen Krieger Ausschau hielt. Doch die Angreifer waren vorbereitet. Die Augen gesenkt,

rückten sie Schulter an Schulter immer weiter vor – eine undurchdringliche Wand aus Speeren und Schilden. Ein Käfig, aus dem es kein Entrinnen gab.

Geschmeidig wich sie zurück, bis sie mit dem Rücken zur Felswand stand, umzingelt von grimmig dreinblickenden Kriegern, die den tödlichen Ring immer enger zogen.

Ihre Haltung zeugte von ungebrochenem Mut und einer wilden Entschlossenheit, die sie dem Blut der Djakûn verdankte. Doch da war noch etwas. Etwas Neues, Fremdartiges, das sie verwirrte – sie wusste, dass sie in der Falle saß. Und zum ersten Mal in ihrem Leben verspürte die Katzenfrau Furcht.

Sanforan, 596 Winter n. A.

Eisengrau und bedrückend hingen die Wolken über Sanforan, der geschäftigen Hafenstadt an der Küste des schwarzen Ozeans. Nach einem farbenprächtigen Sonnenaufgang in Rot und Orange waren sie schon früh am Morgen von Westen her aufgezogen und hatten die Hoffnung der Menschen auf Licht und Wärme alsbald vertrieben. Noch ehe die Letzten ihr Morgenmahl eingenommen hatten, setzte ein steter Nieselregen ein. Die feinen Wassertropfen verdichteten sich rasch zu stetig herabströmenden Wasserschnüren, die den Blick auf das Meer verschleierten, den Wald im Norden hinter einem grauen Vorhang verbargen und so beständig vom Himmel fielen, als wollten sie niemals enden.

In gleichmäßigen Bewegungen führte Duana den Striegel über das dunkle Fell ihrer Stute und lauschte auf den Regen, der prasselnd auf das Schieferdach der Stallungen niederging. Hin und wieder hob sie den Blick und schaute durch das geöffnete Tor auf den Hofplatz hinaus, wo die eisigen Tropfen einen bizarren Tanz auf den Pflastersteinen aufführten, ehe sie sich in den unzähligen Mulden zu großen Pfützen sammelten.

Die junge Wunandamazone seufzte. Der Lenz war schon weit vorangeschritten, aber die Sonne vermochte sich immer noch nicht gegen die eisigen Winde und die Regenwolken zu behaupten. Die Vorboten wärmerer Tage wagten sich nicht aus der Erde hervor und die Büsche und Bäume hielten ihre prallen Knospen noch fest verschlossen.

Es sah ganz so aus, als wolle der Winter ewig andauern. Duana spürte, wie sich ihr Herz bei diesem Gedanken zusammenkrampfte. Wie lange noch? – dachte sie bei sich. Wie lange muss ich noch warten?

Der Winter war für sie eine einzige Qual gewesen. Allein die Gewissheit, dass ihr Kummer mit dem Ende des Winters endlich ein Ende finden würde, gab ihr Hoffnung. Energisch straffte sie sich und scheuchte die düsteren Gedanken fort.

Bald!

Ein dünnes Lächeln huschte über ihr Gesicht, während sie den Striegel sanft über die Kruppe ihrer Stute führte. Bald würde auch sie wieder lachen können. Nach der endlosen Zeit des Wartens erschien es ihr fast wie ein Traum: Wenn die Bäume das erste Grün zeigten, würde für sie ein neues und glückliches Leben beginnen!

Trabender Hufschlag lenkte ihre Aufmerksamkeit auf den Hofplatz. Zwei Reiter parierten ihre Pferde und lenkten sie auf die Stallungen zu.

»Was für ein grässlicher Frühlingstag!«, hörte sie eine weibliche Stimme sagen. Der Klang war Duana wohlvertraut – es war die Stimme der allseits verehrten Nebelsängerin.

»Gibt es denn nicht mal einen Ausritt ohne diesen Regen?« Ajana schwang sich aus dem Sattel und führte ihren Schimmel in den hinteren Trakt des Stalls.

»Worüber beklagst du dich?«

Das war Keelins Stimme!

»Was hast du? Wir sind doch trocken geblieben.« Auch der junge Falkner war abgessessen. »Inahwen hat dich vieles gelehrt«, lobte er, während er seinen nussbraunen Wallach in einen Stand nahe Duanas Stute führte.

»Sie ist eine gute Lehrmeisterin«, antwortete Ajana. »Und es war ein langer Winter.«

»Ja, das ist wohl wahr. Aber er war nicht lang genug«, murmelte Keelin vor sich hin, so leise, dass Ajana es nicht hören konnte. Er gab einen betäubten Laut von sich, fasste sich aber gleich wieder und sagte gut vernehmlich: »Ich bin sicher, dass du noch vieles von ihr lernen könntest, wenn du nur ...« Er stutzte. »Duana! Gilians heilige Feder, ich habe dich gar nicht gesehen.« Keelin schenkte der Wunandamazone ein entschuldigendes Lächeln. »Verzeih meinen späten Gruß. Ich war ganz in Gedanken. Was tust du hier?«

Duana errötete. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass Keelin sie so direkt ansprechen würde, und bemühte sich, gelassen zu wirken: »Ich wollte ausreiten, aber ...« Sie deutete mit einem Kopfnicken auf den Hof hinaus. »Aber das Wetter ...« Wie zufällig streifte ihr Blick den des jungen Falkners und sie spürte, wie ihr erneut die Röte in die Wangen schoss. Hastig bückte sie sich und bürstete mit kurzen Bewegungen die Fesseln ihrer Stute.

»Ja, der Regen ist lästig«, pflichtete ihr Keelin, der ihre Verlegenheit nicht zu bemerken schien, im Plauderton bei. »Ein wenig Sonne und Wärme würde uns wahrlich guttun.« Mit geübten Handgriffen löste er die Schnalle des Bauchgurts, legte den Sattel auf einen Holzbock und versorgte seinen Braunen.

Duana beobachtete ihn verstohlen aus den Augenwinkeln, während sie versuchte, des Gefühlssturms Herr zu werden, den Keelins unerwartetes Auftauchen in ihr ausgelöst hatte. Die unbändige Eifersucht, die schon den ganzen Winter über in ihr schlummerte, focht einen erbitterten Kampf mit den schmerzlichen, mühsam unterdrückten Gefühlen, die sie immer wieder aufs Neue die Nähe des jungen Falkners suchen ließen.

Duana biss sich auf die Lippen. Auf keinen Fall wollte sie jetzt etwas Unbedachtes sagen. Vermutlich war sie die Einzige in ganz Nymath, die der Nebelsängerin nicht in Ehrfurcht und Dankbarkeit begegnete. Schlimmer noch: Sie hasste sie aus tiefster Seele.

Die Fremde war aus dem Nichts in Nymath aufgetaucht, hatte sich Keelin an den Hals geworfen und damit all ihre Hoffnungen auf eine gemeinsame Zukunft mit dem jungen Falkner zunichtegemacht, der damals wie heute gewiss nichts von ihren tiefen Gefühlen ahnte.

Ajana allein trug die Schuld an ihrer Einsamkeit und ihrem Kummer und Duana sehnte den Augenblick herbei, da sie Nymath für immer den Rücken kehrte. Dann, dessen war sie gewiss, war die Zeit für einen neuen Anfang gekommen. Sie lächelte versonnen. Dann stand ihrer Liebe zu Keelin nichts mehr im Wege.

Duana richtete sich auf und sah, wie Keelin den Arm sanft um Ajanas Schultern legte, als die beiden den Stall verließen. Der Anblick schmerzte sie und sie wandte sich hastig ab.

Wie lange noch, Emo? – dachte sie bei sich. Wie lange werde ich diese Qual noch erdulden müssen?

»Der Frühling in Nymath kann wunderschön sein – wenn die Sonne scheint und der milde Wind den Duft der blühenden Purkabäume vom Wald bis hierher trägt.« Keelin sah Ajana von der Seite her an und strich ihr eine feuchte Haarsträhne von der Wange, während sie auf das Portal des Haupthauses zugen. »Und wenn dann im Sommer die Purpurheide blüht ...«
»Hör auf, Keelin. Das hat doch keinen Sinn.« Ajana hielt inne und seufzte. »Du weißt, dass ich nicht bleiben kann.« Sie blickte Keelin mit einer Mischung aus Unbehagen, Kummer und Mitgefühl an. »Mach es uns nicht noch schwerer.«

»Aber du ...« Hilflosigkeit und Verzweiflung spiegelten sich auf seinem Gesicht wider. Er wollte noch etwas hinzufügen, aber Ajana legte ihm sanft den Zeigefinger auf die Lippen
»Kein Aber!«, sagte sie bestimmt. »Ich muss zurück. Auch wenn es mir schwerfällt.« Ihre Augen suchten seinen Blick. »Du weißt, wie viel du mir bedeutest«, sagte sie zärtlich und es klang zugleich wie ein Schwur. »Aber ich habe noch ein anderes Leben. Dort gibt es Menschen, die sich um mich sorgen, denen ich auch viel bedeute – die mich vielleicht sogar für tot halten.« Verzweiflung schwang in ihrer Stimme mit, als sie weitersprach: »Niemand kann mir sagen, wie viel Zeit in meiner Welt vergangen ist und was ich zu Hause vorfinden werde, wenn ich heimkehre. Ich muss Gewissheit haben. Verstehst du? Ich muss wissen, ob es ihnen gut geht, und sie sollen sehen, dass ich wohlauf bin.«

»Ich versuche ja, es zu verstehen.« Tiefe Traurigkeit flackerte in Keelins Blick. »Ich wünschte nur, ich könnte ...« Er sah auf und verstummte.

Ein Junge im grün-braunen Gewand der Ratsboten kam über den Hofplatz auf die beiden zugeeilt. »Ehrwürdige Nebelsängerin, ruhmvoller Falkner«, sprudelte es pflichteifrig aus ihm hervor, während er eine besonders lange und tiefe Verbeugung vollführte. »Die Herrin Inah-

wen schickt mich, nach Euch zu suchen. Sie lässt Euch ausrichten, dass sie wichtige Neuigkeiten habe, und bittet darum, dass Ihr sie eiligst in ihren Gemächern aufsuchen möget.«

»Danke.« Ajana nickte dem Jungen zu und schenkte ihm ein Lächeln. Noch immer hatte sie sich nicht daran gewöhnen können, von allen wie eine Fürstin behandelt zu werden. Und obwohl sie sich hin und wieder dabei ertappte, die Annehmlichkeiten und Vorzüge zu genießen, die ein solches Leben mit sich brachte, war sie doch stets aufs Neue peinlich berührt, wenn sich die Menschen ihr gegenüber scheu und demütig verhielten.

Der Junge starrte sie verzückt an und rührte sich nicht von der Stelle. Erst nach einigen Herzschlägen schien ihm sein ungebührliches Verhalten bewusst zu werden. Errötend drehte er sich um und eilte davon.

»Da siehst du es.« Keelin schmunzelte, wurde dann aber übergangslos wieder ernst und fügte voller Wärme hinzu: »Nicht nur ich – alle hier lieben dich.«

»Sie sehen in mir die Friedensbringerin. Eine Erlöserin mit magischen Fähigkeiten. Sie achten und verehren mich, weil Gaelithils Blut in meinen Adern fließt. Aber lieben ...?« Ajana schürzte die Lippen und schüttelte den Kopf. »Dafür kennen sie mich doch viel zu wenig. Im Grunde kennen sie mich gar nicht, nur die Mythen, die um mich gewoben wurden. Wer weiß? Vielleicht ängstigen sie sich sogar vor mir und sind nur deshalb so freundlich, weil sie meinen Zorn fürchten.«

»So darfst du nicht denken!« Keelin ergriff Ajanas kühle Hände. »Du hast Nymath vor dem Untergang bewahrt und uns den Frieden gebracht. Und mehr noch: Dir ist etwas gelungen, das weit über dein Erbe hinausgeht. Du hast Menschen und Uzoma vereint. Kruin sitzt als einer der Abgesandten seines Volkes dem Hohen Rat bei und verhandelt auf Augenhöhe mit den Ratsmitgliedern über die gemeinsame Zukunft beider Völker. Ich bin sicher, dass sie einen Weg für einen dauerhaften Frieden finden werden. All das haben wir allein dir zu verdanken. Noch im vergangenen Herbst wäre es undenkbar gewesen.«

»Das ändert aber nichts daran, dass ich für die Menschen in Nymath immer eine Fremde bleiben werde.« Ajana löste die Hände aus Keelins Griff und sah ihn an. »Ich gehöre nicht hierher!«, sagte sie mit einem Anflug von Trauer in der Stimme. »Auch wenn ich es mir noch so sehr wünschte.« Sie machte ein paar Schritte auf das Haupthaus zu, wandte sich dann aber noch einmal zu Keelin um. »Nun komm«, ermunterte sie ihn. »Inahwen erwartet uns.«

Wenig später standen die beiden vor der schweren Tür aus dunklem Purkaholz, die zu den Gemächern der Elbin führte.

Keelin hob die Hand und klopfte.

»Ajana, Keelin, kommt herein!« Ein Lächeln huschte über Inahwens Gesicht, als sie einen der beiden Türflügel öffnete. »Wo seid ihr gewesen? Ich habe Boten geschickt, aber sie konnten euch nicht finden.«

»Wir sind ausgeritten«, entschuldigte sich Ajana errötend, während sie auf den Kamin zuing. Die Flammen des Feuers sprangen munter knisternd in die Höhe und verbreiteten eine heimelige Wärme, die ihr nach dem unbehaglichen Ausritt mehr als willkommen war.

»Ausgeritten?« Inahwen zog erstaunt eine Augenbraue in die Höhe. »Bei dem Wetter? Das sieht man euch gar nicht an.«

»Wir hatten Schutz.« Keelin warf Inahwen einen vielsagenden Blick zu. »Ihr wart Ajana eine hervorragende Lehrerin.«

»Algiz! Du hast die Schutzrunne verwendet, um euch vor dem Regen abzuschirmen.« Inahwen nickte Ajana anerkennend zu. »Ich hätte es wissen müssen.«

»Wie Keelin schon sagte, Ihr habt mich viel gelehrt.« Ajana grinste verschmitzt.

Inahwen nahm das Lob lächelnd entgegen. Dann deutete sie auf die vier gepolsterten, mit moosgrünem Samt bezogenen Sessel, die in einem Halbkreis vor dem Kamin standen, und sagte: »Nehmt Platz. Ich will euch etwas zeigen.«

Die Elbin wartete, bis Keelin und Ajana ihrer Aufforderung nachkamen; dann ließ auch sie sich nieder. Ihr Gesicht war ernst und gab nichts von dem Preis, was sie bewegte. Schließlich wandte sie sich um, griff nach einer kleinen hölzernen Schatulle auf dem Beistelltisch und hob den Deckel an. »Wisst ihr, was das ist?« Ajana und Keelin beugten sich nach vorn, um einen Blick hineinwerfen zu können.

Keelin sog die Luft scharf durch die Zähne, sagte aber nichts.

»Das ist ... Das wird ...« Der erwartungsvolle Unterton in Ajanas Stimme war nicht zu überhören. Vorsichtig holte sie mit Daumen und Zeigefinger eine kleine, harte Hülse in Form einer schlanken Pfeilspitze aus der Schatulle hervor. Die Spitze war aufgebrochen und gab den Blick auf etwas Zartes, Grünes im Innern frei.

»... ein Blatt!« Ajana lächelte, als sie begriff, was die wortlose Botschaft bedeutete. Ehrfürchtig hielt sie die jungfräuliche Knospe ins Licht, drehte sie langsam und betrachtete sie von allen Seiten, als sei sie ein Edelstein von unschätzbarem Wert.

»Ein Blatt!«, wiederholte sie und schaute dann zu Inahwen. »Wie lange noch?«

»Zehn Sonnenaufgänge.« Die Elbin lehnte sich entspannt zurück. »Wenn es schnell wärmer wird, vielleicht auch weniger. Ein Falke trug die Knospe am Morgen nach Sanforan. Sie ist ein Zeichen dafür, dass die Kraft des Ulvars zurückgekehrt ist. Sobald sich die Blätter entfalten, kannst du heimkehren.«

»O Inahwen!« Wie einen Schatz barg Ajana die Knospe in ihren Händen.

»Nur zehn Sonnenaufgänge?« Fassungslosigkeit schwang in Keelins Stimme mit, als er die Worte der Elbin wiederholte.

»Ich hätte nicht gedacht, dass es so bald sein würde.« Ajana flüsterte fast.

»Ich auch nicht.« Keelin erhob sich mit versteinerner Miene und verließ den Raum.

»Keelin, warte!« Ajana sprang auf, aber Inahwen hielt sie zurück. »Lass ihn«, sagte sie knapp. »Es ist schwer für ihn zu verstehen, dass eure gemeinsame Zeit sich dem Ende zuneigt.« Sie schüttelte bekümmert den Kopf. »Nach dem langen Winter hatte ich gehofft, dass er die Botschaft gefasster aufnehmen würde.«

»Ich auch.« Ajana machte eine hilflose Geste und ließ sich wieder in den Sessel sinken. »Ich wünschte, ich könnte ihm den Kummer ersparen.«

»Das kannst du – aber dann müsstest du für immer hier bleiben.« Inahwen lächelte milde.

»Das geht nicht, mir bleibt keine Wahl. Ich muss gehen.« Verzweiflung schwang in Ajanas Stimme mit. »Keelin weiß das. Und er versteht es.«

»Sein Geist versteht es. Aber versteht sein Herz es auch?«, gab Inahwen zu bedenken. »Versteht er wirklich, dass du nicht bleiben kannst? Hat er nie versucht, dich umzustimmen?«

»Doch, das hat er«, gab Ajana zu. »Oft sogar. Und ich habe immer wieder versucht, ihm zu erklären, wie gern ich bei ihm bleiben würde.« Bitternis lag in ihrer Stimme, als sie weiter sprach. »Er bedeutet mir so viel, aber ...« Sie stockte und fuhr dann fort: »Meine Eltern, meine Freunde ... sie alle sind in großer Sorge um mich. Ich muss zurück, um ihnen die Ungewissheit zu nehmen, auch wenn es ihm das Herz bricht. Ich weiß, es ist ungerecht. Aber ich kann nicht anders.«

»Bist du sicher?«, fragte Inahwen geheimnisvoll. »Du bist eine Nebelsängerin, du besitzt das Amulett, den Schlüssel zu dieser Welt, und du hast vieles gelernt. Wenn du es wirklich willst, und das ist meine feste Überzeugung, wird es dir auch gelingen, hierher zurückzukehren.«

»Ihr meint, ich könnte ihn wiedersehen?« Ajanas düstere Miene hellte sich ein wenig auf, aber die Zweifel waren stärker. »Das Amulett war an die Nebel gebunden und ich habe den Bann gebrochen«, gab sie zu bedenken. »Das magische Band, das Gaelithil einst wob, ist Geschichte. Niemals mehr wird eine Nebelsängerin nach Nymath reisen müssen. Wie könnt Ihr da so sicher sein, dass ich den Weg hierher zurückfinde?«

»Du kennst die Macht der Runen und weißt sie zu nutzen«, erklärte Inahwen. »Du warst länger in Nymath als jede andere Nebelsängerin zuvor. Die magischen Nebel sind nicht mehr, das ist richtig, aber die Magie der Runen ist ungebrochen. Du kannst mit ihnen inzwischen so selbstverständlich umgehen wie andere mit Feder und Tintenfass, und sei es auch nur, um

dich und Keelin vor dem Regen zu schützen.« Sie maß Ajana mit einem langen, schwer zu deutenden Blick. »Es wird nicht einfach sein, aber ich weiß, du kannst es vollbringen!«

Ajana blieb skeptisch. Bisher hatte sie sich nur vor die Wahl gestellt gesehen, in Nymath zu bleiben oder nach Hause zurückzukehren. Aber jetzt ...

»Dann gibt es vielleicht doch eine Zukunft für Keelin und mich«, folgerte sie zaghaft. »Dann wäre es nur eine Trennung auf Zeit, wenn ich Nymath verlasse?« Ihr Herz klopfte heftig, als sie über Inahwens Worte nachdachte. Plötzlich erschien ihr die Zukunft nicht mehr grau und trostlos, sondern voller Hoffnung. »Ich muss mit Keelin sprechen!« Sie wollte aufstehen, aber Inahwen hielt sie zurück.

»Warte! Was du ihm sagen möchtest, will wohl überlegt sein!«, mahnte sie. »Bedenke, es könnten Jahre vergehen, ehe du zurückkehrst. Willst du wirklich von ihm verlangen, dass er all die Zeit auf dich wartet?« Sie schaute Ajana an und es war, als blicke sie ihr bis auf den Grund der Seele.

»Ja. Nein. Ich weiß nicht.« Ajana blinzelte, verwirrt über die eigenen Gefühle, überlegte kurz und sagte dann: »Verlangen kann ich nichts von ihm. Er muss es für sich selbst entscheiden. Ich denke aber, eine winzige Hoffnung ist immer noch besser als keine.«

»Wohl gesprochen.« Die Elbin nickte. »Vielleicht hilft es Keelin schon, zu wissen, dass es kein endgültiger Abschied sein muss. Aber bevor du zu ihm gehst, gibt es noch etwas, das ich dir sagen wollte.« Sie hielt inne, nahm die Schatulle mit der Knospe noch einmal zur Hand und sagte dann: »Morgen tritt der Hohe Rat zusammen, um die Feierlichkeiten deines Abschieds zu veranlassen.«

»Feierlichkeiten?« Ajana versuchte sich ihr Unbehagen über diese Nachricht nicht anmerken zu lassen und sagte höflich: »Ich fühle mich sehr geehrt. Aber, im Vertrauen, lieber wäre mir ein Abschied ohne große Feier. Nur mit Euch, Keelin und ...«

»Das dachte ich mir schon, aber daraus wird wohl nichts.« Inahwen lächelte verständnisvoll. »Ehe du uns verlässt, wirst du wohl einige Reden und Lobeshymnen über dich ergehen lassen müssen. Die Völker Nymaths lieben und verehren dich. Sie verdanken dir so viel« – ein unterschwelliger Tadel schlich sich in ihre Stimme, als sie fortfuhr –, »und da wäre es wirklich sehr unhöflich, sich wie ein Dieb davonzustehlen.«

»Also gut!« Ajana seufzte und nickte ergeben. »Wann wird das Fest stattfinden?«

»Vermutlich unmittelbar vor deinem Aufbruch zum Ulvars«, meinte Inahwen. »Du hast also noch ausreichend Zeit, um über ein paar passende Worte zum Abschied nachzudenken.«

Die Dunkelheit nahte und breitete ihr samtenes Schattentuch über Nymath. Ein milder Wind, der den Geruch des Frühlings in sich trug, drängte den Regen nach Westen und ließ die Erde schlammig und aufgeweicht zurück. Die Wolkendecke riss auf und gab den Weg frei für das Licht der beiden Monde, die in dieser Nacht rund und voll am Himmel standen.

Der silberne und kupferne Schein spiegelte sich in Abermillionen von Wassertropfen, die der Regen auf den verdorrten Blütenständen der Purpurheide zurückgelassen hatte, und gab ihnen den Anschein, als sei das Land von einem Teppich aus funkelnden Edelsteinen bedeckt.

Die beiden dunklen Gestalten, die sich inmitten der nächtlichen Pracht bewegten, blieben angesichts der Schönheit ungerührt. Ihr Ziel fest im Blick, gingen sie gemessenen Schrittes schweigend den flachen Hügel hinauf, auf dessen Kuppe das bleiche Skelett eines gespaltenen Baumes in den Himmel ragte.

Der Winter hatte die Narben nicht heilen können, die das verheerende Feuer seinem Stamm zugefügt hatte. Immer noch muteten die kahlen Äste wie knochige Finger an, erstarrt in stummem Flehen.

Doch der Baum war nicht tot.

Was von fern kahl und leblos wirkte, offenbarte dem Auge des Betrachters aus der Nähe ein kleines Wunder. An einigen der geschundenen Äste kämpften sich winzige Knospen unter der harten Schicht hervor, die den Baum vor der endgültigen Zerstörung bewahrt hatte. Nicht mehr lange, dann würde das erste grüne Blatt vom Sieg des Lebens über das Verderben künden.

»Ist es recht?« Eine weiße Wolke glitt in der nächtlichen Kälte unter dem Schatten des breitkrempigen Hutes hervor, als der Mann die Frage stellte.

»Das ist nicht von Belang.« Die Stimme seiner Begleiterin wirkte ernst und gefasst. Die fellbesetzte Kapuze des Umhangs verhüllte ihr Gesicht, dennoch schienen ihre Augen in der Dunkelheit für den Bruchteil eines Augenblicks aufzuleuchten, als sie streng hinzufügte: »Wir müssen es tun. Du weißt es.«

»Und dennoch ...«, entgegnete er leise, fast so als fürchte er ihren Zorn.

»Was zählt das Schicksal des Einzelnen, wenn es darum geht, eine Welt zu retten?«, fragte sie ihn und fügte unbeirrt hinzu: »Die Knoten der Macht werden neu geknüpft. In Zeiten wie diesen vermag das Fallen eines Blattes genügen, um über Schicksale zu entscheiden.« Sie ging noch ein paar Schritte, hielt dann aber inne und sah ihren Begleiter von der Seite heran. »Wir sind allein, vergiss das nicht«, mahnte sie mit einem beschwörenden Unterton in der Stimme und fügte hinzu: »Wir dürfen das Ziel nicht aus den Augen verlieren. Er darf nicht siegen.«

Der Mann wagte nicht, ihr zu widersprechen. Wie einen unsichtbaren Mantel, der ihm schwer auf den Schultern lastete, trug er sein Unbehagen den Hügel hinauf.

*

Der Platz vor den Stallungen war dunkel. Drinnen verbreiteten die rußenden Öllampen an den Pfeilern der Stallgasse ein schwaches gelbliches Licht. Duana füllte die Heuraufe mit frischem Stroh und strich ihrer Stute zum Abschied noch einmal sanft über die Nüstern.

Es war spät und sie hatte Hunger.

Die meisten Krieger hatten die Abendmahlzeit im großen Speisesaal der Bastei bereits eingenommen und das war ihr nur recht. Ihr lag nichts an den Gesprächen der Krieger, die sich zumeist in Selbstmitleid ergingen. Offensichtlich hatten viele von ihnen durch das Ende des Krieges nicht nur ihren Lebensinhalt, sondern auch ihre Würde verloren. Duana legte keinen Wert darauf, wieder einmal zum Mittelpunkt der anzüglichen Bemerkungen zu werden, denen die Frauen ihres Blutes ausgesetzt waren, seit die Krieger hier nutzlos herumsaßen. Zwar fiel es den Amazonen nicht schwer, sich der Zudringlichkeiten zu erwehren, dennoch hatten die ehrlosen Ausschweifungen dazu geführt, dass immer mehr von ihnen die Waffen niederlegten und in ihre geliebte Heimat nahe dem Mangipohr-Delta zurückkehrten. Inzwischen gab es in der Bastei kaum mehr als ein Dutzend ihres Blutes, und so manche von ihnen spielte ebenfalls mit dem Gedanken, Sanforan den Rücken zu kehren.

Für Duana stand eine Heimkehr außer Frage. Um den Anzüglichkeiten zu entgehen, hatte sie es sich zur Gewohnheit gemacht, die Mahlzeiten entweder frühzeitig oder – wie an diesem Abend – als Letzte einzunehmen.

Bedächtig trat sie vor das Tor, lauschte und spähte in die Dunkelheit hinaus. Alles schien ruhig. Bis auf zwei Stallburschen, die im hinteren Trakt der Stallungen in lautstarkes Gezänk verfielen, und einer schemenhaften Gestalt, die gerade in einer der schattigen Gassen am Rande des Platzes verschwand, war weit und breit keine Menschenseele unterwegs.

Schlimme Zeiten, dachte sie bei sich, als sie den Platz schnellen Schrittes überquerte. Nicht einmal in der Bastei von Sanforan konnte man sich sicher fühlen.

Die Lage war unerträglich. Mit dem Frieden hatte für die Frauen ihres Blutes ein neuer und unberechenbarer Krieg begonnen, in dem nicht mehr die Uzoma die Feinde waren, sondern die eigenen Landsleute, mit denen sie viele Winter lang Seite an Seite im Heer der Vereinigten Stämme gekämpft hatten.

Duana stieß einen leisen Fluch aus.

Der Hohe Rat wusste, wie schlecht es um die Moral der Krieger bestellt war, und versuchte nach Kräften, dem ehrlosen Verhalten ein Ende zu setzen. Doch die Heimkehrer vom Pass waren eine eingeschworene Gemeinschaft, und so konnte man der Unruhestifter kaum Herr werden. Der Hohe Rat hatte zudem noch ein anderes Problem. Acht Monate nach dem Ende des Krieges gegen die Uzoma gab es unter den Angehörigen der Vereinigten Stämme noch immer eine große Zahl derer, denen die dunkelhäutigen Ureinwohner des Landes verhasst waren. Immer wieder kam es zu Handgreiflichkeiten, die oft auch tödlich endeten.

Duana seufzte. Wie es aussah, würden Generationen vergehen müssen, ehe ein friedliches Miteinander in Nymath gelang. Viele Verhandlungen und strenge Gesetze würden nötig sein, den Frieden zu sichern, doch obgleich ihr die Zeit der endgültigen Versöhnung noch in weiter Ferne schien, so wähnte sie Nymath zumindest auf dem richtigen Weg.

Duana hatte das Haupthaus erreicht. Zwei Stufen auf einmal nehmend, eilte sie die Treppe zur Eingangstür hinauf. Sie wollte gerade die Hand nach dem Türknauf ausstrecken, als der hölzerne Flügel von innen kraftvoll aufgestoßen wurde.

Duana erschrak, reagierte jedoch blitzschnell. Mit einer geschmeidigen Bewegung wich sie zur Seite aus und verbarg sich hinter einer der beiden dicken Säulen vor dem Portal.

Als sie hinter ihrem Versteck hervorspähte, sah sie einen hochgewachsenen Mann in der dunklen Gewandung der Falkner die Treppe hinuntereilen. Er wirkte aufgebracht und in Gedanken vertieft, während er mit weit ausgreifenden Schritten auf das Falkenhaus zuhielt. Das spärliche Licht, das den Hofplatz erhellte, fiel auf sein dunkles, schulterlanges Haar ...

Keelin, es war Keelin! Und er war allein!

Duana schnappte nach Luft. Der Gedanke, dass sie ihm fast in die Arme gelaufen wäre, ließ ihr Herz höherschlagen. Ingeheim schalt sie sich eine Närrin, dass sie ihm ausgewichen war. Sie konnte nicht anders, sie musste ihm folgen. Natürlich wusste sie, dass es unvernünftig war, doch was zählte alle Vernunft, wenn sie nur für einen einzigen Augenblick in seiner Nähe sein konnte!

Den ganzen Winter über hatte sie vergebens auf eine solche Gelegenheit gewartet. Doch Keelin und Ajana schienen unzertrennlich. Aber jetzt ...

Ehe Duana sich versah, stürmte sie schon die Stufen hinunter. Am Fuß der Treppe hielt sie kurz inne und atmete tief durch, dann folgte sie Keelin lautlos wie ein Schatten zum Falkenhaus.